

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Doering, Oskar: Schützet die Heimat

urn:nbn:de:bsz:31-62042

„Fritz!“

Er rührte sich nicht.

„Fritz!“

Ein derber Puff in den Rücken weckte ihn aus seinem Sinnen. Frau Lina stand neben ihm.

Er deutete auf den immer noch geschlossenen Brief.

„So mach' ihn doch auf!“ drängte sie. „Kommt halt verspätet. Oder glaubst du, der Ewald habe nach seinem Tode noch geschrieben. Vielleicht hat's ihn gereut wegen des Rocks, und er hat ihn zurückfordern wollen. Zutrauen wär's ihm gewesen. Jetzt wird er ihn wohl nicht mehr brauchen; da, wo der hinkommt, wenn's eine ewige Gerechtigkeit gibt, dürft's eher zu heiß als zu kalt sein.“

Marner streifte die Sprecherin mit einem vorwurfsvollen Blick, riß das Couvert auf und entfalterte den Brief. Schon beim Lesen der ersten Zeilen suchte es in seinem Gesicht.

„Höre nur, Lina, was er schreibt,“ stammelte er mit vor innerer Erregung bebender Stimme: „Dir, Fritz Marner, schenke ich von den wenigen Freunden, die mir geliebt sind, das größte Vertrauen.“

„Hast du's gehört, Lina?“ unterbrach er sich. „Er, dem du nur Schlechtes zutraust, er redet mich mit Du an, wie vor langen, langen Jahren, er schenkt mir das größte Vertrauen — mir — mir, seinem Freunde!“

„Du hast Dich,“ las er weiter, „in der Sache meiner Nichte als Ehrenmann benommen. Du warst im Recht, ich im Unrecht. Seit Monaten bin ich leidend, seit Wochen schwer krank und fast immer ans Bett gefesselt. In den Gang der Geschäfte kann ich schon längst nicht mehr eingreifen, muß alles meinem Neffen überlassen. Der regiert in der Fabrik und im Hause. Ich bin zu schwach und hilflos, Widerstand zu leisten. Bald nach Lauras Verheiratung hat Max mich dazu bestimmt, ein Testament zu machen, in dem Laura so gut wie leer ausgeht. Den Dr. Keller, meinen alten Rechtsbeistand, hat er verdrängt und einen andern Advokaten zugezogen, der ihm gänzlich zu Willen ist. Eine Aussprache und Ausöhnung zwischen mir und Laura hat er zu hintertreiben gewußt. Sage Du, Fritz, meiner Nichte, daß ich mit Liebe ihrer gedenke. Ich hoffe, sie wird mir meine damalige Härte verzeihen und ohne Groll an den Onkel denken, wenn er aus dem Leben geschieden ist. Ich hatte gemeint, richtig zu handeln, aber ich habe geirrt und bin schwer dafür gestraft worden. In meinem Kopfe wirbelt's durcheinander, meine Kräfte schwinden, es geht rasch zu Ende mit mir, ich muß mich kurz fassen: „Hiermit erkläre ich also das am 5. Juni 1902 von mir unter Zwang unterzeichnete Testament für ungültig. Der Ausdruck meines wahren letzten Willens ist das Testament vom 11. April 1895, in dem meine Nichte Laura zur Haupterin eingesetzt ist und Du, Fritz Marner, mit einem Legat von zehntausend Franken bedacht bist. Dieses Testament hat Dr. Keller abgefaßt; Max und sein Advokat haben keine Kenntnis von dessen Vorhandensein. Gib diesen Brief und das Testament dem Dr. Keller, er soll

Ordnung schaffen, wenn ich gestorben bin. Solange ich noch lebe, will ich Ruhe haben. Diesen Brief habe ich heimlich schreiben können, er wird auf Umwegen in Deine Hände kommen; das waltete Gott.“

„So, und nun lebe wohl, alter Freund. Ich habe schlecht an Dir gehandelt, aber ich weiß, Du wirst's mir nicht nachtragen, wirst voll und ganz das Vertrauen rechtfertigen, das ich in Dich setze. Lebe wohl. Dein alter Dolf.“

Der Brief glitt Marner aus den Händen; tief aufseufzend ließ er den Kopf sinken.

„Aber das Testament, Fritz?“ fragte Frau Lina. „Wo ist das Testament?“

„Das Testament? — Ich — halt! — Der überrodt!“

Zusammen sprangen die beiden die Bodentreppe hinauf und in die Kammer.

Dort nahm Marner den Rock vom Nagel und durchsuchte alle Taschen. Sie waren leer. Hastig fuhr er mit den Händen über das Tuch und riß

plötzlich mit einem raschen Ruck das dicht wattierte Futter an der linken Seite auf. Ein mit zwei Siegeln verschlossenes Schriftstück fiel auf die Dielen.

Frau Lina hob es auf, Marner aber drückte den Rock an seine Brust und begrub das Gesicht in den Falten.

„Dolf! — Lieber, alter, treuer Dolf!“ schluchzte er. An die zehntausend Franken dachte er nicht in diesem Augenblick.



Marner begrub das Gesicht in den Falten des Rockes.

Schützet die Heimat!

Von Dr. D. Doering.

Es wird manch einer sein, der für unnütz hält, daß ich ihm ein solches Wort, wie in meiner Überschrift, eigens zurufe. Unter heutigen Verhältnissen, nach der Art unserer Staatsverfassung und aller sittlichen Anschauungen versteht sich's doch für jeden, der nicht ein ganz schlimmer Geselle ist, von selbst, daß er die Heimat zu schützen hat, und wer etwa keine besondere Lust dazu spüren sollte, dem wird sie schon beigebracht, wenn er zum Militär kommt. Wir haben ja oft kräftiglichst bewiesen, daß wir unsere Heimat zu schützen verstehen, und wenn es sein muß, werden wir es allen auch weiter zeigen, die uns ans Zell wollen, sie mögen von Osten oder Westen, zu Lande oder zur See anrücken, sie mögen rote Hosen, oder schottische Röckchen, oder Mützen von Schafspelz tragen.

Das wissen wir ja alle, und darum brauche ich mit solcher Weisheit hier nicht zu kommen. Aber es gibt noch eine andere Art, die Heimat zu schützen, nicht mit dem Schwerte gegen allerlei unholde Nachbarn, sondern mit dem Herzen und mit einem guten Willen und klaren Verstand gegen uns selbst und gegen die vielliebten Volksgenossen unseres eigenen Stammes. Das klingt schier, als sollte in diesen Zeilen ein wenig politisch gekannegiebert und von Parteien gesprochen werden. Aber nichts liegt mir ferner als das. Höchstens könnte von einer Partei die Rede sein, die aber ihre Anhänger aus allen politischen Schattierungen zusammensetzt, und die darum füglich eine Fahne in den Farben des Regenbogens führen könnte, vorausgesetzt, daß sie nicht vergäße, noch ein deutlich sichtbares Streiflein schwarz mit daran nähen zu lassen.

Dieser Partei gehören viele Hunderttausende im deutschen Vaterlande an, und mindestens noch ebensoviele haben ganz das Zeug dazu, sich gleichfalls anzuschließen, alles in bester Meinung, denn keinem einzigen will ich die geringste böse Absicht zutrauen, und doch gehen sie bewußt und unbewußt auf nichts Geringeres aus, als uns die Heimat zu verhandeln und ihr zu nehmen, was sie uns teuer, lieb und wert sein läßt. Ohne das können wir auf dem ganzen Erdball wohnen, wo sich's gerade trifft; das geht ja leicht, wenn man nur überall genug zu essen, zu trinken und ein Dach hat, darunter zu schlafen, aber ob das die deutsche Heimat ist, die Heimat, die des Herzens Sehnsucht stillt, das fragt, bitte, jene ausländisch Gewordenen, und wenn sie aufrichtig sind, werdet ihr recht oft hören, wie es ihnen schwer ums Herz ist, wenn sie an das alte Vaterland zurückdenken.

Die Partei der Regenbogenfahne aber wollen wir einmal etwas näher anschauen, und ihre Tätigkeit und ihre Absichten betrachten und zu würdigen suchen.

Vorhin habe ich gegen diese Leute arge Beschuldigungen erhoben und jetzt, statt etwas zurückzunehmen, will ich die Anklagepunkte einzeln herzahlen: Zum ersten: Sie verderben unsere Landschaften durch Chausseen, Wege und Kanäle, die nicht aus der Natur der Ortlichkeit erwachsen, sondern auf dem Reißbrette sorgfältigst und naturlos mit Winkel und Lineal gezogen sind.

Zum zweiten: Sie beseitigen Wasserfälle, Felsen, uralte Bäume, rotten ganze Arten selten gewordener Tiere und Pflanzen aus.

Zum dritten fühlen sie sich daneben berufen, die Naturbilder, die von selbst ohnegleichen schön sind, aberwichtig zu verschönern; damit züchten sie die Oberflächlichkeit des Naturgefühls groß, ganz besonders auch dank der Reijewut der Leute, die daheim kein ruhiges Sitzfleisch haben, und die sich allfährlich auf die Eisenbahn setzen müssen, weil's Mode ist. Ihnen gegenüber bleibt die Menschheit, die an der Natur eine tiefe Freude, ein inniges Verständnis für sie hat, in der Minderzahl.

Die Partei der Heimatsverderber ist ferner auch emsig und rastlos tätig, die Bau- und Kunstwerke

vergangener Jahrhunderte zu vernichten oder wenigstens ihr Aussehen zu stören, letzteres gleichfalls sehr häufig in der Meinung, sie dadurch schöner zu machen. Dabei gibt es sehr verschiedene Grade, deren letzter darin besteht, daß das alte Gebäude, die Kirche oder was sonst, wohl noch existiert, aber unkenntlich und abscheulich geworden ist. Als herrliche Ruinen hochragende Kunstwerke, die Zierden der Landschaft, stellen sie wieder her, angeblich dem alten Zustande gemäß, wenn ihn auch niemand mehr genau kennt.

Des weitern ändern jene Leute die Straßenfluchten, bringen, was in den Ortschaften geschichtlich entstanden und gerechtfertigt ist, in Vergessenheit und pflanzen ferner mit besonderer Vorliebe neue Häuser von proziger, widerlich wirkender, kalter Eleganz oder auch ganz roh aussehende, mitten in die alten schönen Straßenbilder als Schandflecke hinein.

Hieran nicht genug, verleiden sie dem Deutschen die alten malerischen Trachten, verführen ihn, den seit Jahrhunderten vererbten Familienbesitz zu verschleudern, und lehren ihn, über Gassenmelodien die alten sinnigen Volkslieder vergessen.

Alles in allem treiben sie aus dem deutschen Wesen die charakteristische tiefe Stimmung heraus und liefern dafür eine elende Gleichförmigkeit, die die Herzen erkaltet.

Ein recht nettes Sündenregister! Leicht ließe es sich noch weiter ausführen.

Wer sind nun die Leute, die das alles tun?

Es gibt ihrer eine ganze Menge von Arten, Geringe und Vornehme, Stille und Laute, Törichte und Kluge.

Da sind erstlich die, denen alles gleichgültig ist, ob es so oder anders gemacht wird, wenn man ihnen selbst nur ihre Ruhe läßt. Dann kommen solche, mit deren Vermögensverhältnissen es schlecht steht. Nun besitzt ein solcher vielleicht ein altes künstlerisch wertvolles, aber nicht modern praktisches Gebäude in einer einträglichen Geschäftslage — wird er nicht sehen, es aufs ergiebigste an den Mann zu bringen, unbekümmert darum, ob durch den Abbruch und den Bau eines neuen Warenhauses an derselben Stelle die Straße verdorben wird? Man kann es solchen Manne nicht einmal groß verdenken, wenn er so handelt! Tadeln kann man nur, wenn einer aus Geldgier, ohne es dringend nötig zu haben, den von der Vergangenheit überkommenen Schatz vertut. Dann gibt es weiter eine große Zahl von Menschen, die den Wert ihres Besitzes oder die Schönheit einer Landschaft nicht kennen, nicht zu beurteilen verstehen; auch sie sind bei ihren Mißgriffen zu entschuldigen, es sei denn, daß ein Verständiger und Erfahrener sie belehren will und sie nicht auf ihn hören. Das ist leider nur zu häufig. Dann sind da endlich die Bescheidenen. Sie wollen nicht auffallen, wenn sie in der alten Tracht des Volkes gehen; ihnen ist es peinlich, wenn ein Fremder bewundernd vor ihrem Hause stehen bleibt, und sie vernageln erst die alten Zierate und lassen zuletzt das Haus abreifen, damit es nur niemand mehr ansieht.

Alle, von denen bisher die Rede war, sind gefährlich genug, und ihnen ist schwer beizukommen. Aber gefährlicher sind die klugen Herren, die für ihre Fehler allzeit wissenschaftliche, wirtschaftliche, modern klingende Gründe bereit haben, an die sie selbst fest und fest glauben. Beispiels halber: Wie viel Hunderte von schönen, alten Stadttoren in Deutschland könnten zur Zierde der Städte noch heute stehen und auch weiter stehen bleiben, wieviele malerische alte Strakenzüge könnten unberührt sein zur Freude jedes Menschen, der Sinn für Schönheit besitzt, wenn nicht immer wieder die Rücksicht auf die Bedürfnisse des modernen Verkehrs vorgeschoben würde. Dabei sehe man sich doch viele von den angeblich verkehrreichen Städten an. In zahllosen Fällen sind es ganz kleine Orte, der Kuhhirte zieht mit seinen Pflegebefohlenen durch das Stadttor, ein paar Wagen hin und her den Tag über, das ist das Ganze. Und darum muß das Tor weg. Wo aber wirklich Verkehrsstockung und Gefahr entstehen kann, wird man sich doch meist dadurch helfen können, daß man die Straße seitwärts um das Torgebäude herumführt. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg, nicht allein für diesen Fall. Der beste Weg, auf dem man nicht in solche Schwierigkeiten gerät, die einem hinterher noch alle möglichen Vorwürfe und Lächerlichkeit vor der Welt und Streit mit der Regierung einbringen, ist der der Bescheidenheit und Selbsteinkehr. Uns vor dem Größenwahne hüten, als ob unser Städtlein Dingsda dieselben Lebensbedingungen hätte wie Frankfurt oder München oder Berlin, oder als ob das schlichte kleine Gotteshaus unseres Dorfes nicht mehr gut genug wäre, weil es nicht wie ein Junges vom Kölner Dome aussteht — nicht uns großartig vorkommen, weil anderwärts die Leute heutzutage über ihre Verhältnisse leben, unsere fünf Sinne nicht durch allerlei jezt übliche Schlagworte von modernem Wesen und Übermenschen tum verwirren lassen; sie werden bald genug vergessen sein, und dem Nausche folgt ein wüster Kopf. Wenn wir mit solchem eines Tages aufwachen werden, so wird uns schlecht zu Mute sein, wenn wir gewahren, was wir in der Zeit des Taumels alles fortgeworfen haben.

Von dem, was weg ist, wird dann sehr vieles ganz vergessen sein. Von den Bauwerken werden wir noch diese und jene Abbildung haben; einen Bruchteil der andern Sachen wird man wenigstens in den Museen noch anschauen können. Gewiß, es ist ein Glück, daß wir diese Sammlungen haben, sie dürfen freilich nicht allzu klein und an gar zu unbedeutenden Orten sein. Da gehen sie meist in kurzer Zeit zu Grunde, verwahrlosen, die Sachen werden auch wohl entwendet. Einen wahren Wert hat nur ein großes Museum. Dem soll man verkaufen, was man von alten Kostbarkeiten nicht mehr behalten kann oder will. Man darf es ihnen auch schenken, ich büрге dafür, daß sie alles Brauchbare mit Vergnügen annehmen. Wenn es einmal sein muß, in Gottes Namen denn in solche Sammlungen

mit den Dingen, nur nicht, um alles nur nicht an den Althändler! Ich weiß, weshalb ich danor warne. Aber warum müssen denn so viele schöne Sachen überhaupt ins Museum? Wir kommen sie selbst in den schönsten und größten immer vor, wie Pflanzen im Löschpapier oder wie Tiere im Spiritus. Der beste Teil ihres Lebens, ihrer Frische, ihrer selbständigen Wirkung ist hin. Nur an dem Orte, für den ein Kunstwerk bestimmt und von seinem Meister hergestellt ist, wirkt es, wie es soll. Nehmt ihr es fort, so verliert es seinen Boden, von dem es sich nährt, an dem allein es seine blühende und duftende Schönheit voll zur Geltung bringen kann. Es geschieht auch der Stelle ein Schaden, von der das Kunstwerk entfernt wird. Aber da gibt es viele Kirchengemeinden, viele geistliche Herren — ich kenne eine Menge, lauter vortreffliche Männer, aber über diesen Punkt nicht zu belehren —, die da meinen, dies oder das schöne Gemälde, jener goldig schimmernde Altaraufsatz, oder sonst alles mögliche Kunstwerk aus alten Zeiten passe nicht mehr in ihre Kirche, es widerspreche dem Baustil, oder dem kirchlichen Bekenntnis, oder was solcher Bedenken mehr sind. Und dann wird allmählich ein Stück nach dem andern entfernt, manchmal auch schnell reiner Tisch gemacht, bis im ganzen Innern der ausgeräumten Kirche nichts mehr übrig als die kahlen Wände und zum Ersatz der unentbehrlichen Stücke, als da sind Kanzel, Altar, Gestühle, ein wertloser neuer Kram.

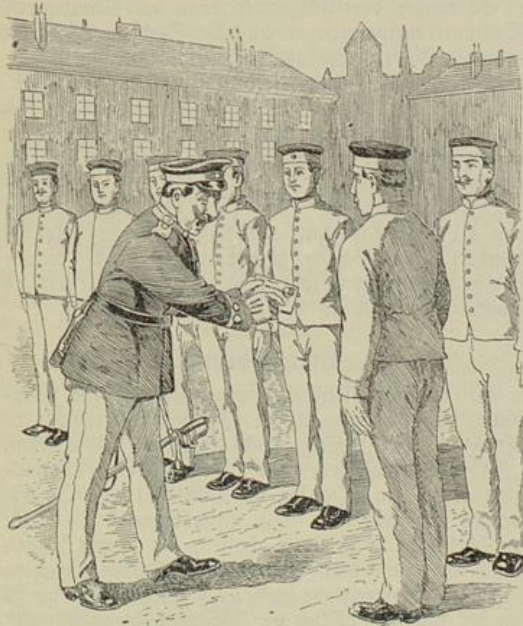
Ich kann hier nicht auf alles einzeln eingehen. Vielleicht ein andermal mehr davon.

Einem jeden sei ans Herz gelegt, seine Begeisterung für die Heimat und ihre Schönheit, für die Herrlichkeit der Werke unserer Väter nicht nur bei Festessen durch die Kraft seines Hurrarufens zu zeigen, sondern durch tatkräftigen Anteil, den er daran nimmt, dies alles zu schützen und zu erhalten. Dafür glaube nur niemand zu gering und zu schwach zu sein. Auch hierbei geben viele Wenig ein Viel ab. Dem Opferfinne der Verwaltungen in den Provinzen, den Städten, den Dörfern darf ein reichlicher Teil der Bemühungen zum Schutze der Heimat zugemutet werden, aber nicht alles. Und sie versagen, wenn nicht jeder einzelne die Verpflichtung in sich fühlt, mit einzugreifen, wenn es gilt. Wenn wir das schöne Alte erhalten, wenn wir Häßlichkeiten verhindern, nichts Unehliches statt des Guten und Vollwertigen annehmen, wenn wir dem Raubbau mit gerechtem Zorne entgegentreten, wird denn dadurch jemandes wahrer Nutzen geschmälert? Wird der Entwicklung der modernen Kultur ein Hemmschuh angelegt? Das sei ferne. Städte können sich heutzutage nicht mehr einkapseln, eine Kirche soll kein Museum sein. Wir müssen leben und Verkehr haben. Aber wir wollen unsere Überlieferungen nicht fahren lassen; sie erhalten uns aufrecht in Sturm und Gefahr. Wir wollen alle Interessen der Neuzeit auf uns wirken lassen, wollen sie nach Kräften fördern, aber wir müssen auch etwas für unser Herz behalten, für unser altes, schwärmerisches deutsches Herz, damit wir Deutsche

bleiben im alten Geiste. Und wollen des Spruches der Schrift eingedenk sein: Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme.

Sonderbare Ansicht eines Herrn Feldwebels.

Bei der Parole ist der Dienst verlesen; ein jeder Mann der zweiten Kompagnie weiß nun so ungefähr, vielleicht auch nicht, welche Leiden und Freuden am heutigen Tage in des Königs Rock seiner harren. Jetzt geht der Herr Feldwebel daran, die für die Mannschaften eingelassenen Postfächer auszuteilen. „Anton Lederle.“ „Hier!“ „Franz Xaver Dämpfle.“ „Hier!“ Flott geht das Geschäft von statten; fröhlich nehmen die Krieger die Briefe in Empfang, die ihnen Kunde bringen vom heimathlichen Thal, vom plätschern den Bächlein neben des Vaters Haus und von all



„Was ist denn das für ein windschiefer Zipfel, der mit seinen krummen Pfoten diese Adresse geschrieben hat?“

den Lieben und der Liebsten im fernen Wälberdorf. Noch einen Brief, einen einzigen, hält der gestrenge Herr in seiner Hand. Er betrachtet ihn, legt die Stirn in Falten, streicht den gewaltigen „Es ist erreicht“ Schnurbart und liest endlich: „Konstantin Cleve.“ Und weil keine Stimme noch Antwort, nochmals: „Konstantin Cleve.“, so heißt wohl keiner von euch? Wie kommt aber die Epistel in die zweite Kompagnie?“ Scheu und schüchtern tritt da einer hervor. „Herr Feldwebel, ist der Brief vielleicht nicht für mich, den Konstantin Clevere?“ fragt er erröthend. „Ja richtig, so heißt es; aber was ist denn das für ein windschiefer Zipfel, der mit seinen krummen Pfoten diese Adresse geschrieben hat?“ stöbete

nicht allzufanft Seine Erzellenz, der Herr Feldwebel. „Der Schrift nach ist es mein Bruder, der Kasierer in Schabhausen,“ gab unser Musketier zurück. „Dann sag Er dem eindärmlichen Quackfalber, er soll sich sein Schulgeld zurückzahlen lassen, wenn ihm in der Schule nicht beigebracht worden ist, wie man eine Briefadresse schreibt. Setzt doch der Kerl die Hälfte des Zunamens in den Poststempel hinein. In den kaiserlichen Poststempel hinein. Warum nicht in den Mond? He? Antwort, Er . . . Er . . .“

„Halten zu Gnaden, Herr Feldwebel, aber bei uns daheim macht der Postaloiß den Stempel erst nachher drauf.“

„Was? Er will widersprechen? Er will ins Loch? Auf die Festung? Das wär' mir neu. Sein Bruder ist ein — na, ein Esel, und dabei bleibt's. Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Feldwebel.“

Ein teurer Spaß.

Der Bühlsepp ist ein Bauer, und was für einer, bigott! Ist er nicht der Herr über hundertfünfzig Morgen Acker- und Wiesengeländes? Hat er nicht siebzig Morgen wohlbestandenen Waldes und noch das Jagdrecht obendrein? Hat er nicht alle Ställe voll Vieh: aalglatte Pferde, mastige Ochsen, Kühe und Kälber? Und führt nicht seine Frau, die Babett, die schönste Butter und die meisten Ferkel in die Stadt?

Ja, so ist's, und daß es so ist, sieht man dem Bühlsepp schon von weitem an. Aus jedem Zug seines glänzend fetten Gesichtes schaut die Behaglichkeit und Behäbigkeit, und wenn er so dasteht vor dem Hause, hembärmlich, die Hände in den Hosentaschen, wird es einem klar, daß er von des Lebens Not noch nicht viel beschwert wurde.

Morgens trinkt er sein Chriesiwasser, dann macht er die Runde auf dem Hofe und gibt den Knechten Anweisung über ihre Tagesverrichtungen. Haben die „Bölcher“ gefrühstückt, dann nehmen er und Babett im Heiligtum des Hauses, im hintern Stübli, den Kaffee ein. Jetzt liest der Bauer die Zeitung, dann geht er in die Küche, wo seine Frau beschäftigt ist, und läßt durch den Vortrag des Gelesenen sein Licht leuchten. Ein Gang ins Freie schärft den Appetit fürs „Nüni“, das gewöhnlich aus Brot, Schinken und Wein oder Chriesiwasser besteht. Nach dem Mittagessen legt sich der Bauer eine Stunde auf die Bank; ein altes Unterkummet unter dem „sorgenvollen“ Haupt, schläft er, wie es einem Bauern mit über zweihundert Morgen Feld, Wald und Wiesen und eigenem Jagdrecht zusteht, den Schlaf des Gerechten. Nach dem Schlafen trinkt er wieder mit der Babett den Kaffee, dann macht er einen Spaziergang ins Feld und schaut, wie seine Leute arbeiten, und hierauf begibt er sich wieder heim zum Nachessen.

Daß es dem Bühlbauern nach solch beschwerlichem Tagwerk jeweils Abends „verdammte wohl war“, wie er sich selbst ausdrückte, ist leicht zu begreifen. Er ging daher, um dieses „Wohlsein“ auf den Gipfel